

Zeitschrift: Schweizerische Taubstummen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Fürsorgeverein für Taubstumme
Band: 21 (1927)
Heft: 3

Artikel: Die Taubstumme : nach einer Erzählung von Thieme [Fortsetzung]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-922669>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

werden. Aber Daniel z. B. weist an vielen Stellen seiner „Allgemeinen Taubstummen- und Blindenbildung“ auf Pestalozzi selbst, auf Tillich, von Türk und andere Pestalozzianer hin, bei denen weitere Ausführungen des von ihm nur Angedeuteten und weitere Übungen zu finden seien. — Der im Taubstummenunterricht bestehenden Notwendigkeit, aus den Elementen aufzubauen, den Unterricht zu elementarisieren, stetig und lückenlos vorzuschreiten, kam die Seite der Pädagogik Pestalozzis, die auf ein „Mechanisieren des Unterrichts“ hinausging — die zwar von Pestalozzi selbst hervorgerufen, aber zugleich von ihm beklagt und verurteilt wurde —, entgegen; sie wurde hier, wie in der allgemeinen Schule zuerst erfaßt und nachgeahmt, da sie der Denkhaltung der Lehrer, wie der Verfassung der Schule entsprach.

Auf einer späteren und höheren Windung der Schulentwicklung überhaupt, wie des Taubstummenunterrichts wurden andere Werte aus der Pestalozzischen Pädagogik wirksam.

Preußen war von vornherein darauf aus gegangen, nicht das Mechanische der Methode von Pestalozzi zu übernehmen, sondern ihren Geist. Und dieser Geist wurde lebendig an den Normalschulen und Lehrerbildungsanstalten und von da aus an den Volkschulen und Taubstummenschulen der Monarchie.

Moritz Hill war in Bunzlau erzogen worden von Dreist, Kawerau, Krüger, er lernte in Berlin von C. Ritter und Plamann, in Weißensee von Harnisch und Hentschel. So wurde auch er ein Schüler Pestalozzis. Er ging aus von der Pestalozzischen These der wesentlichen Gleichheit der Menschen und folgerte daraus, daß auch der Taubstumme als Mensch wesentlich mit den gleichen Anlagen ausgerüstet sein müsse. Als dem Vollsinnigen wesentlich Gleichstehender müsse auch ihm die Lautsprache organische Lebenstätigkeit werden können. Er müsse sie auf dem Wege entwickelt erhalten, wie sie das Leben im Vollsinnigen erzeugt, denn es gebe nur eine Methode, die nämlich, die auf den ewigen Gesetzen der Natur beruhe. Das bedinge den Ausgang vom Bedürfnis und den Anschluß an die Sache. Die Pestalozzischen Gedanken der „Individuallage“, der „Reallage“ lehrten ihn, dabei die Sondernatur des Taubstummen nicht außer acht zu lassen, das Prinzip der Konzentrierung der Naturentwicklung durch die Kunst der Methode lehrte ihn einen stufenmäßigen Sprachaufbau nach den Grundsätzen der Anschauung, der Spontaneität und der psychischen Nähe und Ferne.

Auch hier blieb in der Ausführung manches stecken, aber die Grundsätze wirkten epochemachend auf seine Zeitgenossen und beschäftigen uns noch heute.
(Schluß folgt.)

Zur Unterhaltung

Die Taubstumme.

Nach einer Erzählung von Thieme. (Fortsetzung)

Der nächste Tag war der letzte vor dem verhängnisvollen Termin. Was für Aufregung, Erschütterung und Qual drängte er in seine vierundzwanzig Stunden zusammen. Emmerenz weinte still vor sich hin, sobald sie allein war. Lahnert verharrete in finstrem Groß und zeigte sich gegen jedes durch die Kinder verursachte Geräusch empfindlich. Sie wichen ihm sehr ängstlich aus, wenn er in die Stube trat, und konnten nicht begreifen, was vorging. Beim Mittagessen rührten sowohl Vater und Mutter so gut wie nichts an — einmal schlug der Vater wieder wie im heftigsten Zorn auf den Tisch, aber er schien nicht zornig, denn die Tränen standen ihm in den Augen. Gleich nach dem Essen lief er wieder fort. Es war ein eisig kalter und rauher Tag, trotzdem kam er erst wieder, als die Dunkelheit bereits angebrochen war. Emmerenz hatte schon ängstlich auf ihn gewartet. Sie empfing ihn an der Tür und küßte ihn unter Tränen. „Joseph,“ sagte sie, „du hast mich schön in Furcht gejagt! Wo warst du denn?“ Er riß sich los und stülpte die kaum abgesetzte Mütze wieder auf den Kopf. „Du willst doch nicht schon wieder fort?“ „Doch,“ versetzte er kurz, „noch einmal zum Bettler Liborius.“ Die Verzweiflung trieb ihn hin. „Mein lieber Mann ist nicht zu Hause“ beschied ihn die Base. Der Müller blickte sie wild an, denn er wußte es besser. Fort stürmte er, wieder nach Hause. Ohne erst die Wohnstube zu betreten, stieg er die Treppe hinauf und klopfte an die Tür des alten Salzacker. Er trat ein. Am Fenster spielte die kleine Walpurgis. Es war ihre gewohnte Zeit. Der Alte mochte das Kind nicht entbehren. Licht brannte noch nicht, es herrschte ein frostiges Halbdunkel in dem dürtigen Gemach.

„Salzacker,“ hub der unglückliche Mann mit geprefster Stimme an, „ich komme noch einmal. Sie können uns helfen, wenn Sie wollen —“ „So — kann ich?“ unterbrach ihn der Alte

höhnisch. „Ja, Sie können. Dort im Schrank haben Sie dreimal so viel Geld, als wir brauchen, und Sie wissen, daß wir ehrliche Leute sind. Wir haben immer unsere Pflicht getan — und mehr, denn meine Frau hat wie eine Tochter für Sie gesorgt. Können Sie es mit ansehen, daß wir elend zugrunde gerichtet werden?“ Der halbgelähmte Mann, zurückgelehnt in seinen Lehnsstuhl, hob in jammernder Beteuerung die Hände empor. „Ach Gott, ich armer alter Mann!“ winselte er kläglich. „Was die Leute sich nur einbilden! Alles trachtet nach meinen paar Groschen, und ich habe doch kaum soviel, um das Bißchen Leben zu fristen! Ach, warum quält und peinigt man mich so? Habe ich das um Sie verdient, Lahnert?“ Wieder pochte es. Emmerenz steckte den Kopf herein. „Komm herunter, Joseph, du regst dich nur unnötig auf. Der hat nichts für uns, für — niemand auf der Welt.“ Sie zog ihren Mann mit sich hinab.

Wohl eine halbe Stunde brütete der Müller unten am Fenster, dann wandte er sich jäh zu seiner Frau. „Geh doch einmal hinüber zum Gevatter Fritzsche und frage, ob er dich mit den Kindern auf ein paar Tage behält. Wenn die Mühle morgen fort ist, bleibe ich keine Stunde mehr da. In der Stadt wird sich wohl eine Arbeit für mich finden.“ „Liborius hat uns ja angeboten —“ „Der Schuft! Von dem nehme ich keinen Trunk Wasser mehr an. — Geh hin, Renze, es gewährt mir eine große Beruhigung.“

Emmerenz band ein Tuch um den Kopf, sah nach der kleinen Toni, die ruhig in der Sofaecke eingeschlafen war — Walpurgis befand sich noch oben bei dem Alten. Bevor sie die Stube verließ, trat sie noch einmal hinter ihren Mann und legte die Arme um seine Schultern. „Joseph, du — du bist noch da, wenn ich zurückkomme?“ „Ja, — mach nur!“

Sie eilte hinaus, Gevatter Fritzsche war einer von denen, die sicher geholfen hätten, wenn sie nicht selbst um das Bißchen tägliche Brot hätten ringen müssen. Er war auf der Stelle bereit. Emmerenz und seine Frau weinten miteinander, und es verging ziemlich lange Zeit, bis sie sich endlich losmachte und den Heimweg antrat. Inzwischen war es stockfinster geworden, die Mühle hob sich kaum als dunkler Schatten von der Umgebung ab. Nur das Lämpchen des alten Salzacker brannte im oberen Stock, unten war alles finster und öde.

Emmerenz seufzte. Ihr armer Mann hatte

nicht einmal Licht gemacht! Freilich, wozu brauchte er Licht für seinen Gram? Der Geizhals da oben, ja, der bedurfte der Lampe, um seine Schätze zu bewachen, der hatte das Geld, das ihnen fehlte. So nahe lag es bei ihnen, fast im Bereich ihrer Hand, und doch war es genau so gut, als hätte es tausende von Meilen entfernt im Innern eines unerschließbaren Felsens verborgen gelegen.

Unwillkürlich hob sie den Blick zu der schwach beleuchteten Stube des alten Mannes empor. Erschrocken blieb sie stehen. Was war das? Huschte es nicht am Fenster vorbei, wie die schwarzen Schatten mehrer Männer? Emmerenz begann das Herz heftig zu klopfen. Sie legte atemlos den Rest des Weges zurück — Gott im Himmel! die Türe des Hauses stand weit offen, und drinnen in der Wohnstube schrie die kleine Toni laut und kläglich. Sie lag noch in ihrer Ecke. Als sie die Stimme der Mutter vernahm, hörte sie auf zu schreien, und streckte die Arme nach ihr aus. Emmerenz nahm das Kind auf den Arm. „Wo ist der Vater?“ — „Toni ganz allein?“ — „So bleib noch ein wenig hier sitzen. Ich komme gleich wieder und mache hell — will nur einmal hinauf zum Onkel Salzacker.“ Toni fügte sich und Emmerenz eilte die Treppe hinauf.

Oben hörte sie laute Stimmen. Die Türe stand offen, wie die Haustüre. Hastig trat sie näher. Pfarrer Sänger stand im Zimmer mit zwei anderen Männern aus dem Dorf, im Winkel am Fenster kauerte die weinende Walpurgis und in seinem alten Lehnsstuhl saß — Emmerenz stieß einen entsetzten Schrei aus — nein, da lag der alte Mann mit starren, weit geöffneten Augen, den Kopf auf die Brust gesenkt, von seiner Stirn rann ein roter Blutstrom, vor ihm auf dem Boden glitzerte eine förmliche Lache des kostbaren Lebenssaftes.

(Fortsetzung folgt).

Ein Wort des jungen Pestalozzi.

Dass doch kein großer Geist zu träg wäre, oder es für seiner unwürdig hielte, für das gemeine Beste (allgemeine Wohl) mit unverdrossenem Mute zu arbeiten, keiner aber auf die geringeren, doch fleißigeren und treueren Mitgeschöpfe mit Verachtung herabsähe!